

Marie Jákai †.

Von Karl Sebestyén.

Verstummt für ewig ist der Orgelton und Glockenklang, das ganze gewaltige Orchester sturmgepeitschter Leidenschaften, das sich bis zum Höchstmaß menschlicher Affekte steigern konnte, Medeas Rachelied sang, die grauenhaften Flüche der Britenkönigin Margarete erdröhnen ließ und den blutrünstigen Triumph der Elektra über die niedergemetzelte Klytämnestra in die Welt schmetterte: Marie Jákai, die größte ungarische Tragödin, wohl eine der bedeutendsten Vertreterinnen der tragischen Kunst, ist nach langen, qualvollen Leiden verschieden. Ich sah sie mit dem unausweichlichen Ende kämpfen. Auch im lange sich hinziehenden Todeskampf ist sie eine Heldin geblieben. Sie wußte, daß sie nicht mehr Komödie spielt; daß sie der bitterbösen Wirklichkeit des Vergehens ins Medusenanerkennnis zu schauen hat. Und doch bewahrte sie bis zum letzten Atemzug ihre menschliche Würde, ihren Mut, ihr Heldentum: sie klagte nicht, sie jammerte nicht; nur die unerträglichsten Schmerzen vermochten ihrer gequälten Brust ein leises Stöhnen zu entringen. Nun ist der graufige Dampf zu Ende. Auf dem Sterbebett ruht der müde, gemarterte Körper; ihre Seele aber fliegt dem Himmel entgegen, an den sie in ihrer Sterbestunde so fest und fromm glaubte wie vor sechzig Jahren, als das blutjunge Bauerntöchterlein aus einem Dorf des Komáromer Komitats nach Budapest zog, um, einem dunklen Drange folgend, Schauspielerin zu werden. Bis zu ihrem Ende war die Jákai eine strenggläubige Seele: sie glaubte unverrückbar an Gott, an ihren Beruf, an ihre Sendung, an die bezwingende und erlösende Gewalt der Kunst, ihrer Kunst, an den Anteil

der ungarischen Kunst und Kultur am Wiederaufbau unseres unglücklichen, verstümmelten, ungerecht verurteilten Vaterlandes.

Denn die Jákai hat sich mit den Jahren und Jahrzehnten ihrer beruflichen Tätigkeit an Bildung, Einsicht, Originalität des Denkens und Selbständigkeit des Urteils auf eine Höhe empogearbeitet, wo die kleinlichen Gesichtspunkte engherziger Fachsümpfelei zu nichts zusammenschrumpfen; wo die großen Zusammenhänge zwischen den Machtfaktoren einer Nationalkultur verständlich, ja sichtbar werden; wo das Gesamtleben des Volkes zu einem einzigartigen Organismus wird, dem sich einzufügen jeder, ob groß oder klein, die Pflicht hat. Sie spielte die großen Tragödien mit der vollen Wucht ihres glänzenden, bezwingenden Talents, mit dem nimmermüden Fleiß und der rastlosen Ambition des ehrlichen Künstlers. Doch war sie niemals von dem falschen Bewußtsein eitler Mimen erfüllt, als wäre die ganze Welt eine Drehbühne, in deren Achse das Theater als moralische Kunstanstalt sich befindet. Sie hatte ihr klares und oft mit schonungsloser Schärfe geäußertes Urteil über den Wert des Theaters; sie ist längst zu der Einsicht gelangt, daß Bühne und Drama nur Buchstücke der Gesamtkultur sind, denen jede Bedeutung nicht abgesprochen werden kann, die aber nur dann auf allgemeine Wertschätzung und Anerkennung rechnen dürfen, wenn sie auf der höchsten Stufe stehen.

Sie allerdings stand auf dieser höchsten Stufe. Sie war stets auf der Höhe, auch wenn sie sich ab und zu ausflüge in die ihr so fremde und doch so freundliche, heitere Welt der Komik gönnte und zur Abwechslung die alten Hexen Mirigh („Osongor és Tünde“), Lóti Dorka („A peloskei nótárius“) oder Juliens Amme spielte. Das waren aber natürlich nur Versuche, an denen die Gewaltige ihre Kraft, die Ausdehnung ihres Könnens maß. Ihre Domäne war das Klassische. Dort waltete sie, eine Alleinherrscherin, die die schwere goldene Krone des schauspielerischen Genies auf dem Haupte trug. Jeder Zoll eine Königin. Der Kopf mit dem edlen Schmitt erinnerte an griechische Statuen. In ihren Zügen lag Geist und Größe zugleich. Von erlesenem Ebenmaß war die Statur,

plastisch und ausdrucksvoll die Bewegungen. Wie Orgelton war das herrliche, tiefe Organ, fähig, die extremsten Gefühle und Empfindungen restlos zum Ausdruck zu bringen, vom herzerreißenden Schrei der Medea bis zum leisen, geängstigten, liebevollen Flüstern und Lieblosen verhämter Mütter. Nicht nur der beredete Mund, auch die Augen sprachen eine reiche, eindringliche, für jeden Zuschauer verständliche Sprache, und der ganze Körper ging mit, sobald es galt, Leben und Schicksale auf die Bühne zu stellen und die bleichen Schemen des Buches in lebende, kämpfende, blutende, verblutende Menschen zu wandeln.

Ihr gehörte das tragische Fach, wahrlich ein breites, weites Gebiet; und in jedem Teil dieses weiten Feldes war sie selbstsichere Herrin. Mit erstaunlicher Vielseitigkeit vermochte sie auf den Saiten der tragischen Lyra zu spielen. Der beste Beweis dafür ihre Eva, die erste und größte Heldin der Madáchschen „Tragödie des Menschen“. In der zweiten und dritten Szene des mythologischen Rahmens war sie die natur schöne, triebhafte, eitle, beschränkte und treu anhängliche Gattin, das Weib, wie es Gott erschaffen hatte. Als ägyptische Sklavin zeigte sie bereits die Zwitterhaftigkeit ihres Geschlechtes, als sie, vom toten Gatten abgewandt, die Stufen des Thrones überschritt, um neben dem Pharao die Königin zu spielen. Sie war erhaben und groß als die Frau des Miltiades, verträumt, mystisch, nach reinen Gefilden der längst verflogenen Vergangenheit sehnsüchtig als römische Kurtsane. Am meisten haben wir ihre Umwandlung in der französischen Revolutionszene bewundert, wo sie urplötzlich die Farbe wechselte und aus einer stolzen, zurückhaltend verschämten Marquise zu einer blutdürstigen Megäre wurde.

Es wäre verlockend und lohnend, die Galerie aller von der Jákai geschaffenen Figuren noch einmal an uns vorüberziehen zu lassen. Doch das mag der ungarischen Kunst- und Kulturgeschichte vorbehalten bleiben. Uns muß genügen, von den markantesten Gestalten Abschied zu nehmen, und wie sie da an unseres Geistes Aug vorüberschwoeben, wird im Herzen die Erinnerung an die schönsten Abende des Nationaltheaters wach. Wir gedenken in Ehrfurcht ihrer Antigone, die den tiefen Sinn des Sophokleischen Gedichtes erfaßte und erschöpfte; denn sie

trug alle Werkzeichen der Dionysischen und apollinischen Schönheiten: schön war sie und jung, heroisch in ihrem Todesopfer und rührend menschlich im Angesicht des Todes, trotzig dem Tyrannen gegenüber und zärtlich liebend zu der jüngeren, schwächeren Schwester. Noch sehen wir sie als Elektra über der Urne, in der sie die Asche ihres Orestes wäscht, weinen und wehklagen und toben und wüten, und es klingt uns noch in den Ohren der gräßliche Freudenstrei, mit dem sie die blutige Untat ihres muttermörderischen Bruders begrüßt. Sie war die geborene Medea, die der Heldin des österreichischen Dichters Schwingen und Stimme gab und mit der verheerenden Leidenschaft der Eifersucht, mit dem grausamen Entschluß des Kindesmordes in allen Herzen tragische Schauer erweckte. Sie war die Lady Macbeth, die ihren Mann aus Reid, Größenwahn, falscher Ambition zu allen Freveltaten aufzustacheln wußte und zum Schluß, von den Skorpionen ihres Gewissens verfolgt, willenlos zusammensank. Sie war die echte Königin Gertrud in Katonasz „Bánk bán“, der wir alles glauben mußten: Stolz, Selbstüberhebung, Habgier, Tyrannie über Volk und Gatten, und nicht in letzter Reihe den halbverschlungenen Sauser vor dem Tode: „Sterben und nicht auf dem königlichen Stuhl“.

Das Nationaltheater ist nicht mit Unrecht stolz auf den zielbewußten, konsequenten und stets noch im Aufstieg befindlichen Kult, den es dem Größten aller Großen widmet. Wie es diesen Kult ohne die Jákai aufrechterhalten und noch weiterentwickeln wird, ist fürs erste kaum denkbar. Denn bis zu ihrem hohen Alter wußte sie einige sehr wichtige Rollen zu befehlen, für die wir keinen Ersatz aufzureiben vermögen. Ihre Königin Margarete in „Richard III.“, diese ragende Säule der verletzten Majestät, des Hasses, der Verachtung, der Rache, steht einzig da. Sie hatte in diesen und ähnlichen Gestalten etwas, was wir in der jüngeren und jüngsten Generation vergeblich suchen: den historischen Stil, die großzügige Monumentalität. Sie wußte nicht nur die Atmosphäre der verflorenen Zeiten auf die Bühne mit sich zu bringen, sondern zugleich den gewaltigen, unüberstehlichen Eindruck zu erwecken, daß sie selbst bereits Geschichte ist, etwas Ewiges und Einzigartiges und nie mehr Wiederkehrendes. Wir wüßten keinen zweiten Schauspieler zu nennen, der sein Publikum auf diese Weise fasziniert hätte. Auch unter jenen

„Prominenten“ nicht, die in Reih und Glied mit der Jákai das goldene Zeitalter des Nationaltheaters geschaffen haben.

Selbst diese skizzenhafte Würdigung der großen Bühnenkünstlerin wäre unvollständig, wenn wir hier eines Verdienstes der Jákai nicht Erwähnung täten: sie, die die beredteste Vertreterin der Antike, der Shakespeareschen Tragödie, der französischen Klassiker Corneille und Racine war, sie, die die Schillerschen Heldinnen mit voller Würde und Wucht verkörperte und endlich so viel für die aufwärtstrebende heimische Dramenproduktion tat: war zugleich die wirkungsvollste Fördererin der ungarischen Lyrik. Sie war die erste unter den namhaften Schauspielern, die es sich angelegen sein ließen, den Wanderstab zu ergreifen, um in Kleinstädten, Marktflecken, sogar Dörfern Petöfis Dichtungen vorzutragen. Wo es die ärmlichen Verhältnisse nicht zuließen, daß sich die dramatische Kunst in würdiger Form zeige, da erschien die Jákai und versammelte um sich Hunderte und Tausende, um ihnen die Worte unserer Dichter zu verkünden. Es waren Dichterworte, die ein Künstlermund vermittelte, und die Wirkung war geradezu erschütternd. Die schlüchternen Dorfleute, die Kleinstädter, zu denen so selten ein Apostel der Kunst und Kultur kam, weinten vor Rührung und waren zerflossen in Begeisterung für die große Prophetin, für die Wundertäterin, die ihnen unbekanntes Schätze erschlossen hatte.

Über auch wir, Eingeweihte, haben an der Deklamationskunst der Jákai Wunder erlebt. Verse, die uns fassam bekannt und geläufig waren, haben in ihrem Vortrag neuen Glanz, neuen Gehalt, neuen Sinn erhalten. Das längst banal gewordene Gedicht wurde erst durch ihre Vermittlung bedeutungsvoll und reich an Anregungen. Wenn sie Körösmarivs „Szózat“ deklamirte, fühlten wir mit Schauern die welthistorische Tragik des Unterganges, der unserem Volke droht und die Eindringlichkeit der Mahnung: „Deinem Vaterland bleibe unerschütterlich treu, Maghare!“ Es ist nicht zu ermessen, um welche Gemütswerte die Jákai auf ihren Apostelwanderungen uns bereichert hat. Daß sie den ungarischen Thyrkern neue, begeisterte Scharen von Anhängern zugeführt hat, bleibt ebenfalls ihr unsterbliches Verdienst.

Die große Tragödin war auch als Mensch bedeutend, außergewöhnlich, fast möchten wir sagen tragisch. Ob sie

die Leidenschaften, die in der Wirklichkeit ihr Herz bewegten, auf die Bühne trug, und das Pathos der tragischen Heldinnen, die sie zu spielen hatte, auch im Leben nicht loswerden konnte, mag dahingestellt bleiben. In Gesellschaft, auf der Straße, in der Theaterloge, wo sie als Zuschauerin saß, hatte sie stets etwas Pathetisches, etwas Deklamatorisches an sich. Und doch war sie eine gute, treue, hingebungsvolle, opferfreudige Seele, der härtesten Entfagung fähig, wenn es galt, dem Glend der Notleidenden abzuheffen. In den vier Kriegsjahren hat die Jákai ihr ganzes Hab und Gut an die Soldaten verschenkt; das Geld, das sie verdiente, die Kleider und Wäsche, die sie in ihren Schränken bewahrte. Und überdies schenkte sie den armen Kranken und Verwundeten ihr Herz, ihre Seele, ihre Kunst. Es gab Tage, wo sie in sechs bis acht Kriegsspitalern den Soldaten vordeklamierte. Und die hartgeprüften, schwer leidenden Burschen hörten mit weitgeöffneten Augen und geröteten Wangen die wunderbare Frau, die ihnen eine Traumwelt der Schönheit, der Harmonie, der Gesundheit, des Friedens vorträufelte...

Der Künstlerin und dem Menschen Jákai wurde ein doppeltes Glück zuteil. In ihrer Kunst fühlte sie trotz ihres hohen Alters niemals, was man Niedergang nennt. Bis zu ihrem letzten Aufstehen blieben ihr alle Fähigkeiten unverfehrt. Auch das Interesse und die Huldigung des Publikums waren ihr ungeschmälert erhalten. Als Mensch aber hat sie sich zum Höchsten durchgerungen: sie hat in ihrem Herzen die Todesfurcht besiegt. Auf dem Kerepeser Friedhof steht seit Jahr und Tag ihr Grabstein, von ihr selber gestellt, darauf ihr Name, das Datum der Geburt, der Todestag unausgefüllt. Gar oft sah man sie an ihrem eigenen Grabstein stehen oder knien, in andächtiges Beten versunken. Da flehte sie Gott an, er möge ihr kurzes irdisches Leid zumessen und des ewigen Friedens in seinem Schoß teilhaftig werden lassen. Was sie sich erbat, wurde nun erhört. Der Todestag mag mit goldenen Lettern auf dem Grabdenkmal verzeichnet werden. Er ist ein Trauertag für die ungarische Kunst, die eine ihrer Besten verlor, und für das ungarische Publikum, das die Jákai als die erhabenste Vertreterin der großen Traditionen, des klassischen Geistes, der tragischen Muse in dankbarer Erinnerung behalten wird.